Mutterliebe : aus den Papieren eines Feldarztes

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **29 (1888)**

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1007876

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Mutterliebe.

Aus den Papieren eines Feldarztes.

Der Kriegslärm war verstummt, die Schlacht war geschlagen, die Kanonen schwiegen, der Pulverdampf hatte sich verzogen. Nun begann das Suchen nach Verwundeten, das Bestatten der Todten. Furchtbare Anblicke boten sich mir, ja sie zählen zu den erschütterndsten meines Lebens. Mein Gang führte mich auf den Kirchhof, man war eben am Begraben. Man hatte meist nicht weit zu tragen; denn am dichtesten lagen die Gefallenen auf dem Kirchhofe selbst. Die Todten fielen zu den Todten. In den Kirchthurm hatte eine Granate ein großes Loch geschlagen, das Pfarrhaus war durchlöchert, in dem Zimmer des Pfarrers stachen eilf Kugeln.

In der schönen, weithin sichtbaren Kirche lagen die Verwundeten in dichten Schichten, daß ich mit äusserster Behutsamkeit zwischen ihnen gehen mußte, um keinen zu verletzen. Einzelne hockten in den Gängen der Kirche, die Mehrzahl lag um den Altar herum und blickte hinauf zu dem Bilde des Gekreuzigten. Orgel und Kanzel waren hinausgetragen, die Fenster zerschossen, und doch war das ganze Gotteshaus mit seinen Bewohnern eine gewaltige Predigt von dem: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Und sie waren mühselig und beladen!

Einer lag da mit zerspaltenem Schädel; einem andern war die Schulter weggerissen, er kämpfte den Todeskampf. Auf einem groben leinenen Tuch (er war nicht anders transportirbar), ließen sie ihn in die Gruft hinab; da lag er in seiner Blöße, und seine gebrochenen Augen, die Niemand ihm zugedrückt, schauten aus der Grabestiefe zum Himmel auf. Mangel an Allem; kein Stroh, kein Wasser. An so düstern Scenen vorüber gelangte ich zu einem Muttergottesbilde. Ach welch' ein trauriges Schauspiel bot sich hier dar! Um dasselbe herum lagen zwanzig Todte: einige mit halbgeöffneten, gebrochenen Augen, die nach dem Muttergottesbilde hin gerichtet waren. Andere hielten Rosenkränze und Kruzifixe in den Händen; sie hatten wahrscheinlich bis zu ihrem Ableben gebetet. Jedenfalls sind bei diesem Bilde Viele gestorben.

Die untergehende Sonne warf bereits ihre letzten Strahlen auf das Feld, als ich diesen traurigen Ort verließ und zurückritt.

Auf einer hochgelegenen Stelle, wo eine Batterie gestanden haben mochte, ragte eine Wischerstange empor. Neben der Stange lag ein österreichischer Artillerist; beide Unterschenkel waren ihm durch eine Vollkugel zertrümmert. Kameraden hatten ihm einen Tornister als Kopfkissen untergeschoben, die Blutung war unbedeutend, ein Verband nicht angelegt. Er lag offenbar ohne die geringsten Schmerzen zu empfinden, ruhig bei voller Besinnung. Ich sprang vom Pferde und verband ihn.

„Ich bin nur wenige Meilen von hier zu Hause; meine Mutter wird das Donnern der Kanonen gehört haben, sie wird schon kommen und mich abholen.“

„In der Umgebung ist alles geflüchtet.“

„Meine Mutter wird schon kommen, dieses weiß ich gewiß! Sie hat mir immer geholfen, sie wird mich heute nicht verlassen.“ Ich mochte trotz ernstem Zwange doch wohl eine sehr bekümmerte Miene gemacht haben, denn er fragte nochmals: „Muß ich denn sterben?“

„Sie liegen hier zu sehr verborgen, es ist besser, wenn sie in das Lazareth transportirt werden, unsere Leute können sie leicht übersehen.“

„Wie Gott will! Meine Mutter wird schon kommen!“ sprach der Soldat mit schwacher Stimme. Hierauf bat er um Wasser; das wenige, das ich bei mir hatte, war bereits verbraucht. Ich versprach ihm sobald als möglich mit Wasser wieder zu kommen und ritt nach dem nächsten Dorfe. Aber wohl eine halbe Stunde mochte vergangen sein. Als ich zurück kam, umschwebten ihn schon die schwarzen Fittige des Todes. Es zuckte durch seinen ganzen Körper, er streckte und dehnte sich und lag dann still und unbeweglich da. Das Leben schien bereits entflohen. Aber nochmals öffneten sich seine Augen, bewegte sich sein bleicher Mund, und da ich mich über ihn gebeugt hatte, konnte ich die Worte vernehmen: „Meine Mutter wird schon kommen!“ Ein seliges Lächeln umschwebte seine Lippen. Er lag da, wie ein Kind, das in den Armen der Mutter entschlafen. Die Scene erschütterte mich tief. Beklommenen Herzens blickte ich auf zu dem immer dunkler werdenden Himmel. Ich knieete nieder, um für den Todten zu beten.

In das Feldspital zurückgekehrt, erwartete mich eine alte Frau in dürftiger, reinlicher Kleidung. Sie trug einen mächtigen Büntel, in welchem sich Bettstücke befanden. In aufgeregter Stimmung erzählte sie hastig, sie komme aus einem nur wenige Meilen entfernten Dorfe, sei eine Wittwe und nähre sich mit ihrer Tochter vom Waschen. Ihr Sohn sei im Kriege und da sie den Donner der Kanonen gehört, da habe es ihr keine Ruhe gelassen, sie habe gefürchtet, ihr Sohn sei verwundet und liege im Lazareth. Sie habe mit ihrer Tochter nur ein einziges Bett, auf dem sie beide schlafen. Da habe die Tochter sich uuf's Stroh gebettet und sie das Bett für den kranken Sohn mitgenommen. So war sie mit dem Bette auf dem Rücken ausgezogen, sie war, da sie in ihrer Bangigkeit vergessen hatte, genaue Erkundigungen einzuziehen, schon an mehreren Orten gewesen, ohne den Sohn zu finden; eine barmherzige Schwester hatte der Geängstigten sich endlich angenommen und sie zu uns gebracht. Hier hoffte sie nun den Sohn zu finden und ihn auf das gleiche heimische Lager zu betten.

Und sie fand auch den Sohn, aber schon weich gebettet — neben der Wischerstange — im Schooße der Erde.

Wieder Etwas vom Pilatus.

Im 1886er Kalender wurde Allerlei vom bösen Pilatus und dem berüchtigten Seelein auf Oberalp erzählt. Schlimme Tage sind inzwischen für den alten Kauz gekommen. Unten, auf der Hergiswyler-Seite, wird sein Wasser durch sonnenverbrannte Italiener „versperrt" und „verbaut", daß es nicht mehr laufen und schaden kann, wie und wo es will. In sein rechtes Bein, am Lopper, wird ihm ein Loch gestochen, so groß, daß man mit Karren und Wagen hindurchfahren und dazu noch pfeifen kann. Ueber seinen Rücken aber „strapet" von Alpnach aus eine Eisenbahn mit festen, scharfen Zähnen, um neue Gasthöfe, neue Last und allerlei Bewohner auf seine Schultern und seinen Kopf zu stellen. Pilatus muß sich gebessert haben oder — wegen vorgerücktem Alter — zähmer geworden sein; sonst würde er das nicht Alles ruhig gedulden. Wir wollen ihn nicht stören und dieß Mal etwas von seiner Begleitung, von seinen Freundinnen und seinen Kameraden erzählen. Am liebsten von denselben sind mir die

Gnomen oder Bergmännchen.

Von den meisten Bergen wird erzählt, daß sie von Bergmännchen bewohnt gewesen. Auch auf dem Pilatus sollen solche gewesen sein. Sie waren, wie es heißt, kleine, kaum zwei Schuh hohe Geschöpfe, mitunter sogar bloß in der Größe eines Wetzsteinfutters (Steinfasses), von schwarzbrauner Farbe und mit Gänsefüßen versehen, trugen grauweiße Haare und weißliche Kleidung, besaßen große Stärke und Behendigkeit, so daß sie pfeilschnell Bäume und Bergesgipfel erklettern und im Nu in ihre unterirdischen, tiefgelegenen Wohnungen schlüpfen konnten. Herren über Gold und Silber, lehrten sie die Hirten jauchzen, trieben ihnen das Vieh zum Stall, halfen verlorne Kühe, Rinder und Kälber suchen, hirteten, tränkten und molken, halfen beim Heuen und machten Käslein aus der Milch, die das Jahr über verschüttet worden; besonders aber waren sie für's Gaumen und auch für Erhaltung der Gesundheit gut.

„Esset schwarze Strenzen und Bibernelle;
„Sonst sterbet ihr nu elle (alle)!"

sollen sie einst während einer Pest gerufen und viele Leute gerettet haben. Der Abstammung nach mögen sie verschiedenen Nationen angehört haben. Die soeben Erwähnten scheinen „Gäuer" und zugleich Dichter gewesen zu sein. Zuweilen besorgten sie auch das Wetterschießen und ähnliche Künste. — Für ihre Dienste begnügten sie sich mit einem Stücklein Brod und mit einem Kächeli Milch. Sehr gern assen sie „Ziberlisturm" *) und Schweinefleisch. Sie molken auch

*) Ziberli, Zibärtli, auch Ziperti genannt, sind eine Abart von Pflaumen, klein, weiß, sauer. Ziberlisturm heißt der daraus verfertigte Brei.